

BESPRECHUNGEN

Wiener Quellen der älteren Musikgeschichte zum Sprechen gebracht. Eine Ringvorlesung. Hrsg. von Birgit LODES. Tutzing: Hans Schneider 2007. 400 S., Abb. (Wiener Forum für ältere Musikgeschichte. Band 1.)

Eine glückliche Idee, ein Kreis inspirierter Ausführender und ein engagierter Verlag fanden sich zusammen, um mit diesem Band, der auf Vorträgen bei einer Ringvorlesung am Institut für Musikwissenschaft der Universität Wien in den Sommersemestern 2005 und 2006 basiert, zugleich eine neue Reihe zu begründen.

Die Idee ist denkbar einfach, doch nur selten so ergiebig zu verwirklichen: aus Beständen ortsansässiger Bibliotheken punktuell solche Quellen-Kostbarkeiten ins Blickfeld zu rücken, aus deren Erörterung sich Paradigmatisches musikgeschichtlicher Forschung und ihrer vielfältigen Gegenstände vom 10. bis zum 16. Jahrhundert zeigen lässt. In 16 Beiträgen werden meist an einer bestimmten Quelle oder auch nur an einem darin enthaltenen Text bzw. Musikstück spezielle Besonderheiten oder Detailprobleme erfasst und möglichst daran zugleich allgemeinere Einsichten in die Musikgeschichte jener Epochen eröffnet. Dieser Doppelaspekt, das Einzelbeispiel als solches zu würdigen und es für Grundsätzliches transparent zu machen – „zum Sprechen zu bringen“ –, verlangt Autoren, die ihre Detailforschung in den breiteren Horizont stellen, der übergreifende Erkenntnisse fördert und für „eine größere, weniger einschlägig vorinformierte, interessierte Leserschaft“ (S. 9) zugänglich macht. Dass dies in etlichen Beiträgen gelang, macht den Wert des Bandes aus.

Dabei sind die einzelnen Jahrhunderte in dem chronologisch angelegten Band ungleich berücksichtigt, und obwohl, wie bei einer Vortragssammlung dieser Art zu erwarten, stets (nur) Schlaglichter, dazu oft isoliert, auf das Ganze der älteren Musikgeschichte fallen, erhalten sie dieses doch von verschiedensten Seiten – und zuweilen überraschend.

So entwickelt Andreas Haug am Eintrag von *Iam dulcis amica venito* (aus A-Wn 116; 10. Jahrhundert) eine Skizze der poetisch-musika-

lischen Praxis, aber auch der Lebenswelt, in der dieses „älteste erhaltene Liebeslied des Mittelalters“ sein für uns „unbesitzbares“ Dasein hatte, das sich gleichsam ins „Exil“ (S. 33) der Schriftlichkeit flüchtete. Humorvoll und beziehungsreich führt Helmut Birkhan in die sogenannte Wiener Leich-Handschrift (A-Wn 2701; 14. Jahrhundert) ein, deren Teile mit hochsymbolisch-marianischen und antikisierend-erotischen Dichtungen bis hin zu obszönen Randtexten wohl, so die These, innerhalb einer zu vermutenden Gesamtquelle das „Thema Minne auf allen Ebenen“ (S. 179) umkreisen sollten. Um ein geschärftes Verständnis des vordergründig so „greifbar“, nämlich schriftlich Überlieferten geht es in Wolfgang Hirschmanns Interpretation kompilatorischer Strukturen in einer dafür exemplarischen Handschrift (A-Wn 2502; 12. Jahrhundert): Wie die scharfsinnige Analyse zeigt, bietet der „kompilierte“ Codex durch gezielte Zuordnung ausgewählter Teile wichtiger Texte in Konzentration auf bestimmte Lehrinhalte sowie unter bewusstem Weglassen des Abseitsliegenden „eine Art individuelles Lehrbuch der *musica*“ (S. 53), das dem 12./13. Jahrhundert die autoritative Lehre der Guido-Tradition in zeitgerechtem Gewande vermitteln sollte. Die Betrachtung eines an sich wenig auffälligen musiktheoretischen Textes (aus A-Wn 12811; 15. Jahrhundert) durch Alexander Rausch macht knapp und präzise mit dem typischen Habitus süddeutscher Elementar- und Choral-Lehrschriften bekannt.

Mehrere Beiträge beschäftigen sich ganz unterschiedlich mit Themen der Choralforschung. Jürg Stenzl, der dem fortschrittsfixierten Desinteresse an den (österreichisch-süddeutschen) Phasen lange dominierender Einstimmigkeit entgegentritt, betrachtet das kostbare Graduale-Antiphonar (A-Wn, Ser.n.2700; 12. Jahrhundert) hier als den „Kontext“ eines von dieser zentralen Salzburger Quelle aus erkennbaren historischen Zusammenhangs, der die Bedeutung des Klosters St. Peter und vor allem der im 12. Jahrhundert übernommenen Hirsauer Liturgie-Reform als Basis maßgebender musikalischer Alltagspraxis erklärt. An einem anderen Zeugnis der Hirsauer Reform (A-Wkm 4981; 13.

Jahrhundert) erörtert Felix Heinzer bemerkenswerte Züge der Anpassung an Status, Selbstverständnis und Repräsentationsstreben einer privilegierten Abtei, hier Weingarten. Das Spezifische der Einzelquelle als ältestem Klosterneuburger Graduale (A-Wn 13314; 12. Jahrhundert) überwiegt in den Untersuchungen von Franz Karl Praßl, die aber auch als Exempla fürs Studium der Neumen und fürs Lokalisieren mithilfe des Sequenzenbestandes dienen können. Martin Czernin veranschaulicht an Wiener Quellen (A-Ws, Fragm. 69, 88 und 112), welche Detektivarbeit nötig ist, um einschlägig beschriftete Kleinfragmente aus zerlegten und als Buchbindematerial benutzten Pergamenthandschriften zu identifizieren und in ihrem möglicherweise beträchtlichen historischen Wert zu erkennen. Ausgehend von Aufzeichnungen in der „Mondsee-Wiener Liederhandschrift“ (A-Wn 2856; 15. Jahrhundert) diskutiert Stefan Engels die fundamentalen, der ganzen älteren Musikgeschichte anhaftenden Probleme resultierend aus den unterschiedlichen Zielen von wissenschaftlichem Studium des dort überlieferten (einstimmigen) Notentextes und von musikpraktischem Bestreben, ihn *hic et nunc* aus der Schrift „zum Klang“ zu verwandeln.

Ähnlich Grundsätzliches wird berührt in Laurenz Lüttkens geschliffenen Erwägungen zur spätmittelalterlichen Schriftlichkeit, genauer zum Verhältnis von „musikalischem Text“, der bis um 1400 eben keine „gegebene Selbstverständlichkeit“ (S. 287) war, und von ihm her allenfalls umrisshaft erschließbarer „musikalischer Wirklichkeit“; an Merkmalen des Grundcorpus der berühmten Wolkenstein-Handschrift A (A-Wn 2777; 1425) wird der Leser für dieses Verhältnis sensibilisiert, das „in hohem Maße von Vagheiten durchzogen“ ist (S. 294). Und es trifft sich, dass Lorenz Welkers Beitrag an den Ergänzungen zur gleichen Handschrift (bis um 1436) den Anschluss dieser Quelle an die Überlieferung mehrstimmiger französischer Chansons behandelt, die Oswald zur hier (und bisher) nachgewiesenen Reihe von Kontrafakturen anregten. Einer auf andere Weise prominenten Handschrift, dem Oratoriale Kaiser Friedrichs III. mit dessen autographischen Notizen (A-Wn 4494; um 1470), wendet sich Reinhard Strohm zu; er untersucht die auffällige „Anthologie“ der zehn weihnachtlichen Cantiones und erwägt, wie sie, gleich

dem ganzen Codex, einer privaten „gedächtnisversunkenen Devotion“ (S. 254) des frommen, gebildeten Herrschers haben dienen können.

Auch zwei Quellen früher Instrumentalmusik werden einbezogen. Klaus Aringer skizziert an der Aufzeichnung des *Magne deus potencie* (aus A-Wn 3617; 15. Jahrhundert), wie das Orgelspiel zu einer Choralmelodie als (schriftlose) Improvisationspraxis über eine spezielle, zunächst didaktisch verwendete Notation den Weg zur Annäherung an mehrstimmige Vokalmusik und schließlich zu eigenständiger Instrumentalmusik nahm. Martin Kirnbauer rückt als eine der wenigen aus jener Zeit erhaltenen Sammlungen instrumentaler Stücke die Lautentabulatur des Adolf Blindhammer (A-Wn, Mus.Hs. 41950; um 1525) in den Blick, die zeigt, wie dieser gepriesene Nürnberger Virtuose, zugleich „der hauptsächlichliche Intabulator“ der Quelle (S. 352), selbst komponierte und fremde Vokalvorlagen (u. a. Josquins, Isaacs, Senfls) adaptierte.

Als ein Kuriosum aus der Blütezeit venezianischer Vokalkomposition stellt Katelijne Schiltz den einzig in Wien vollständig erhaltenen *Primo libro delle Greghesche* (Venedig 1564; A-Wn, SA76.D.30) vor; für diese Sammlung zu Texten in einem Scherz-Idiom voller griechisch verfremdeter Vokabeln (*lingua greghesca*) hatte deren Verfasser, Antonio Molino, führende Komponisten (u. a. de Rore, A. Gabrieli, Merulo, Padovano) für 30 Auftragsstücke gewonnen; für Kenner gedacht, bezeugt der gewichtige *Libro* „sehr feinsinnigen Humor“ (S. 371).

Mit der Sonderrolle der nicht (mehr) in Wien bewahrten, doch forschungsgeschichtlich dort verwurzelten sieben Trienter Codices (15. Jahrhundert) korrespondiert die Studie Rudolf Flotzingers, die bestimmten Rezeptions- und Bedarfsfragen detailreich nachgeht, diese allerdings in trotz lockerer Diktion nicht leicht zugänglicher Form einer (Vorwissen fordernden) „Vorlesung“ darbietet.

Der geschmackvoll gestaltete, sorgfältig redigierte (weithin makellose), durch Register benutzerfreundliche Band sei Kennern wie Liebhabern zur Entdeckung von aus diesen Quellen-Beispielen musikhistorisch „Sprechendem“ nachdrücklich empfohlen.

(März 2009)

Klaus-Jürgen Sachs